

erinnernden Erzählung wiedergewonnen werden kann“ (174). Im drittletzten Beitrag untersucht Z. EZRA POUNDS *Homage to Sextus Propertius* (175-178). Pound lässt sich offensichtlich als ein Vertreter jener Richtung charakterisieren, für die die Tradition der Antike allmählich abnimmt und die eine deutliche Distanz zwischen Antike und Moderne zu erkennen glaubt. Z. wendet sich noch einmal einem deutschen Literaten: „Das Land der Griechen mit der Seele suchend. Zu Erhart Kästners Ölberge, Weinberge“ (179-189). Den letzten Beitrag des Bandes stellt eine Analyse von P. P. PASOLINIS *Medea* dar und fragt nach der Fremdheit der Antike.

Ein zwei Seiten umfassendes Register versucht die Beiträge miteinander zu verknüpfen und gewährt einen Überblick über die behandelten Autoren, Dichter, Philosophen und Forscher.

Z. bietet bei seiner Spurensuche zahlreiche Aspekte der Rezeption antiker Autoren, Motive und Texte. Es gelingt ihm in knapper, gleichwohl prägnanter und gut lesbarer Form Anregungen für eine weitere Beschäftigung mit antiker Literatur und deren Rezeption zu liefern. Beachtenswert ist auch, dass Z. seine Leser nicht über seine methodische Vorgehensweise im Unklaren lässt. In den Eingangssätzen bereitet er die Leser jeweils behutsam auf die Thematik und auf die von ihm gewählte Interpretationsmethode vor und gewährt am Schluss eines jeden Beitrags einen konzisen Rückblick mit einer klaren Ergebnissicherung. Z. geht mit den von ihm behandelten Gegenständen souverän um und kleidet seine Gedanken und Überlegungen in einen angenehmen Sprachduktus.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

*Eckard Lefèvre: Philosophie unter der Tyrannis. Ciceros Tusculanae Disputationes. Heidelberg (Universitätsverlag Winter) 2008, 353 S. (Schriften der Philosophisch-historischen Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 46), EUR 40,- (ISBN 978-3-8253-5550-0).*

Die *Tusculanae Disputationes* wurden von der philologischen Forschung vielfach insbesondere unter der Fragestellung betrachtet, ob und inwieweit sich die Nutzung griechischer Vorlagen durch CICERO in seinem Werk aus dem Jahre 45 nachwei-

sen ließ. Ging man von einer intensiven Bezugnahme Ciceros auf konkrete griechische Quellen aus, konnte u. a. darin einerseits die Erklärung dafür gefunden werden, dass die *Tusculanae Disputationes* (im Folgenden TD) einen Mangel an argumentativer Stringenz, philosophischer Durchdringung und formaler Durchgestaltung aufwiesen, ja dass sie vielmehr von zahlreichen Brüchen und dem weitgehenden Fehlen eines übergeordneten Bauplans im Ganzen wie auch von Ordnungsprinzipien in den Einzelausführungen gekennzeichnet seien, andererseits erblickte man darin einen Hinweis auf die fehlende Originalität Ciceros.

Auch der renommierte klassische Philologe ECKARD LEFÈVRE (L.) betont wiederholt die Hast, mit der Cicero bei der Abfassung der TD zugange gewesen sei, dass „mit heißer Nadel gestrickt sei“ (z. B. 131), eine Endredaktion fehle und vermisst dementsprechend oft deutlich erkennbare Zusammenhänge in der philosophischen Argumentation und Klarheit im Ausdruck (vgl. z. B. 134 und *passim*). Die Gründe dafür sieht er aber gerade nicht in umfänglicher, direkter Nutzung griechischer Quellen, sondern in dem spezifischen, sehr individuellen Charakter der TD. Zum besseren Verständnis bietet er eine vorbildlich klare Definition dessen, was er in diesem Kontext unter Quellen versteht.

Der individuelle Charakter und damit die Absicht wie auch die Originalität der TD erschlossen sich durch eine genaue Beachtung ihrer persönlichen Grundierung, der politischen Lage zur Zeit der Abfassung sowie des rhetorischen Aufbaus der Schrift.

Was den persönlichen Charakter des Buches betrifft, so deutet L. die TD insgesamt als ein einziges großes Trostbuch Ciceros mit diesem selbst als Adressaten, was einen weiteren Rezipientenkreis als Zielgruppe selbstredend nicht ausschließe. Als Ursachen des Selbsttrostes werden der Tod der Tochter TULLIA, „die Scheidungen von Terentia und Publilia ... sowie Schwierigkeiten mit dem Bruder, dem Neffen und dem Sohn ...“ (18) genannt. In diesem persönlichen Charakter werde zugleich Ciceros Menschlichkeit sichtbar (dazu u.).

Wie durch die persönlichen Schicksalsschläge sei Cicero nicht weniger durch die Entwicklung des Gemeinwesens hin zu einer Tyrannis gebrochen und gelähmt gewesen. Das habe ihn hektische Zuflucht

zur – insbes. stoischen – Philosophie suchen lassen. Auf diese Weise enthielten die TD zwar eine Darstellung der politischen Zustände, dies indes nicht als Ziel, sondern als Grund für die Abfassung der Schrift (vgl. 21). In ihrer anticäsarischen Tendenz stelle sie eine Widerstandsphilosophie dar, gleichsam eine Vorbereitung des „Individualismus der Kaiserzeit“ (20), Cicero könne als Wegbereiter SENECAS gesehen werden (vgl. auch das Unterkapitel „Auf dem Weg zur Individualphilosophie Senecas“, 260-266). Beides zusammen, ihr persönlicher wie ihr politischer Charakter, konstituierten die „Philosophie unter der Tyrannis“ (23).

Wenn man Ciceros philosophischen Werken häufig wenig gerecht werde, wie L. meint, so resultiere dies aus dem Umstand, dass bei der Beurteilung zu wenig beachtet werde, dass Cicero – zumal in den TD – keine zielgerichtete, philosophische Argumentation intendiere, vielmehr in der Weise des geübten Redners verfare, der sich zum einen eines genauen (rhetorischen) Konzeptes bediene und zum anderen strategische Ziele verfolge und häufig persuasiv auf bestimmte Wirkungen ziele. Zudem sei das im Proöm zum ersten Buch formulierte Ideal der Philosophie „die Verbindung von tiefsinnigen Fragen und reicher Rede“ (23).

Die hier skizzierten wesentlichen Thesen, sucht L. in 2 großen Blöcken zu untermauern. Er hat dabei zugleich den Anspruch, ein Desiderat der Forschung zu schließen, nämlich eine durchgängige Interpretation aller Bücher und eine Gesamtwürdigung zu leisten, die bislang noch nicht zur Verfügung stünden. Hauptteil A bietet zunächst eingehende Analysen aller einzelnen Bücher und folgt dabei immer dem Schema: 1. Einleitung, 2. Grundlegung, 3. Hauptteil, 4. Schluß, 5. Rückblick. Die Interpretationen sind, geleitet vom Wortlaut des Textes, detail- und aspektreich, spüren subtil zentrale Fragen, die an den Text zu stellen sind, auf und führen zu überzeugenden Ergebnissen im Sinne der formulierten Grundthesen.

Intention des zweiten Hauptteils B („Tableau“) ist die Verfassung der gewonnenen Ergebnisse in größere Zusammenhänge (vgl. 179): „Situation“, „Persönliche Problematik“, „Politik“, „Philosophie“, „Rhetorik“, „Quellen“, „Genese“, „Ausblick: Die Entwicklung zu *De officiis*“. Die Untersuchungen bestätigen von verschiedenen Aspekten her zusätzlich die

Interpretationen des Hauptteils A. Zur Quellenfrage verweise ich v. a. exemplarisch auf das Unterkapitel „Imitator sui“ (311-323).

Ein Literaturverzeichnis (337-348) sowie ein Register (349-353) beschließen das Buch.

Auf vier Punkte sei noch kurz eingegangen: 1. Wenn L. mit seiner Deutung der TD auch Ciceros „Menschlichkeit“ sichtbar zu machen sucht (z. B. 19), so meint er damit nicht nur die Art und Weise, wie sich dieser aus konkreten Anlässen jeweils einer schwierigen persönlichen Lage stellt, sondern begreift dies als eine allgemein menschliche Problematik, also als paradigmatisch. 2. Ciceros philosophisches Programm, seine Vorstellung einer vollkommenen Philosophie sei, „die Weisheit mit der Beredsamkeit zu verbinden.“ (267). Dagegen akzentuiert L. immer wieder, dass Ciceros Darstellung der philosophische Charakter im eigentlichen Sinne fehle bzw. dass diese vom Rhetor dominiert werde, so dass sich die Frage stellt, ob diesem Befund Ciceros eigene Auffassung von philosophischer Darstellung oder eine andere als Kriterium zugrunde liege. 3. In diesem Zusammenhang müssen auch die zahlreichen sehr negativen Urteile L.s über einzelne Partien der TD betrachtet werden. Hier fallen Beschreibungen wie: „Schwarzweißmalerei“ (70), „unfair“ (77), „rabulistisch“ (78), „nicht sehr sorgfältig gearbeitet“ (84), „zusammengeflickt“ (98), „mit heißer Nadel gestrickt“ (131) – um nur Einiges anzuführen. Mag man auch L.s Auffassung teilen, die TD als Versuch der Bewältigung der persönlichen Situation zu deuten, so sei doch gefragt, ob dies angemessene Formulierungen sind, um Cicero gerecht zu werden, wie L. selbst postuliert, wenn gleichzeitig attestiert wird, dass Cicero, wenn nicht philosophisch, so doch rhetorisch stets überaus zielgerichtet agiert. Das Urteil sei der Leserschaft überlassen. 4. Etwas unklar bleibt m. E. der Titel „Philosophie unter der Tyrannis“, insofern er den Eindruck erwecken kann, dass die Art, wie Cicero im Jahre 45 philosophiert, überhaupt die Möglichkeiten von Philosophie in solchen Umständen beschreibt, worauf auch die von L. gezogenen Linien zur Kaiserzeit, bes. zu Seneca einen Hinweis geben.

Insgesamt ist L. ein ausnehmend anregendes Buch gelungen, das in philologisch überzeugender und intensiver Auseinandersetzung mit dem Text und stets spürbarem, großen Interesse an der Sache

zahlreiche Probleme der TD neu sehen lehrt und diese sehr einsichtigen Lösungen zuführt. Wer sich den TD zu nähern versucht, sollte nicht darauf verzichten, auf L.s Darstellung zurückzugreifen.

BURKARD CHWALEK, Bingen

Breuer, Johannes, *Der Mythos in den Oden des Horaz. Praetexte, Formen, Funktionen*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (*Hypomnemata* Bd. 178) 2008, 444 S., EUR 85,- (ISBN 078-3-525-25285-7).

Der Dichter der *celeris fuga ... relicta non bene parmula* (c. 2,7,9f.), der sich, statt zu kämpfen, lieber an der *rosa sera* (c. 1,38,3f.) und am Kelttern des Weins (c. 1,11,6) erfreute, hat von jeher Stoff zu kontroverser Diskussion geboten. Denn mit dem so von sich entworfenen Bild eines Epikureers ist die an mancher Stelle seines Werkes in Erscheinung tretende Religiosität unvereinbar. Diesem Spannungsverhältnis widmet sich BREUER erneut mit der Untersuchung der Rolle des Mythos in den *carmina*.

Die grundsätzlichen Fragen, denen Verf. in den Prolegomena (S. 15-149) nachgeht, betreffen seinen Mythosbegriff, das Problem der horazischen Religiosität, die Anwendbarkeit der Intertextualitätstheorie auf die *carmina* und die Funktion des Mythos bei griechischen und römischen Vorgängern des Horaz.

In ausführlicher und sorgfältiger Aufarbeitung der wissenschaftlichen Literatur und der Problemkreise selbst legt Breuer das Fundament für seine Einzeluntersuchungen der *carmina* 1,1; 1,2; 1,6; 1,10; 1,15; 1,16; 1,27; 2,7 und 2,14.

Die für den Untersuchungsgegenstand zentrale Frage der Religiosität des Horaz führt den Verf. unweigerlich zur heftig umstrittenen so genannten Bekehrungsode 1,34 (S. 34ff.). Aufgrund der Forschungslage kommt Breuer zu dem Ergebnis, dass es „wohl geradezu kontraproduktiv“ (S. 38) wäre, den Mythosgebrauch in allen anderen *carmina* „von einer punktuellen Erkenntnis“ [sc. in 1,34] (S. 38) her bzw. mit „Prämissen“ (S. 40 und 381) zu deuten. Ja, es sei verfehlt, sich vorab ein Bild von horazischer Religiosität zu machen, da es an Informationen über die „Geisteshaltung des Autors“ (S. 40) außerhalb seines Werkes mangelt. Werkimmanent zu interpretieren, verbiete sich unter diesen Umständen, da „der Sprecher“ nicht

zwangsläufig mit seinem Autor zu identifizieren sei (S. 41). Aber auch andere Versuche, der Frage der religiösen Grundhaltung des Horaz nahe zu kommen, die ästhetisch-symbolische Interpretation und diejenige aufgrund der Gattungskonvention, hätten zu keinem verbindlichen „Konsens darüber“ geführt, „vor welchem religiösen Hintergrund die Gedichte des Horaz zu lesen seien“ (S. 42).

Vielmehr sei es gerade in dieser Situation geboten, bei der intendierten Untersuchung „Intertextualitätsphänomene zu berücksichtigen“ (S. 48). Denn ein „literarisierter Mythos“ stelle „immer ein intertextuelles Erzeugnis“ dar (S. 47). Allerdings müsse ein konkreter Bezug in einem Text auf einen anderen erkennbar sein (S.49). Aufgrund der Anwendung der Intertextualitätstheorie entscheidet sich Verf. auch für deren Terminologie Praetext bzw. Referenztext anstelle der traditionellen Begriffe Quelle oder Vorbild.

Zu diesem methodischen Vorgehen passt schließlich die Mythosdefinition, die Breuer zugrunde legt: „Mythen sind traditionelle Erzählungen über konkret benannte Götter oder Heroen oder Ursprünge von Gegebenheiten, Zuständen, Lebewesen und Dingen, auch Festen, die Sinnstrukturen bilden und eine komplexe, überindividuelle Wirklichkeitserfahrung verbalisieren; sie wollen verbindliche Aussagen über den Menschen und seine Lebenswelt treffen sowie Sinnangebote für das menschliche Dasein bereitstellen. Obgleich die Rezipienten Mythen zwar nicht unbedingt als historisch wahr oder real ansehen, betrachten sie diese aber doch als wahr im Sinne eines möglichen Wirklichkeitszuganges oder einer Wirklichkeitserklärung.“ (S. 32 und 381).

In der Anwendung dieser theoretischen Ansätze auf die ausgewählten neun *carmina* kommt Verf. zu dem nicht immer sicher belegten, oft nur wahrscheinlichen oder vermuteten, jedenfalls mit Unsicherheiten belasteten Ergebnis, dass für Horaz Praetexte in ALKAIOS, CATULL, HESIOD, HOMER, KALLIMACHOS, LUKREZ, PINDAR und VERGIL bestanden hätten.

Als Formen mythischer Elemente erkennt Breuer Einzelwortanspielungen, mythische Metonymien und Toponyme, daneben skizzenhafte Andeutungen oder detailverliebte Ausgestaltungen